

HIMMEL & ELBE

Hamburger  Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche,
der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

4. Februar 2022



Wie
Bilder
zu uns
sprechen



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wenn ich morgens in der Küche stehe und meinen Kaffee trinke, fällt mein Blick unweigerlich auf das Foto meines kleinen Sohnes, wie er mich pizzasoßenverschmiert anstrahlt. Egal in welcher Stimmung ich bin, bekomme ich sofort ein warmes Gefühl im Bauch. Bilder können Emotionen hervorrufen – viel mehr noch als Texte. Sie können auch wütend machen, wenn wir etwas sehen, was wir als ungerecht oder verstörend empfinden. Kinder in Dürregebieten, die um Essen betteln, oder das nackte vietnamesische Mädchen, das vor einer Napalmbombe flieht. Dieses Foto hat sich in mein Gedächtnis gebrannt, wie wahrscheinlich bei allen Menschen, die es kennen. Es drückt alles aus, was ich über Krieg denke und warum ich ihn verabscheue. Bilder, die Situationen und Menschen eindrücklich einfangen, haben somit eine ungeheure Macht. Sie können über Wahlen und Kriege entscheiden, können uns dabei auch manipulieren und falsche Tatsachen vorspiegeln, wie die Theologin und Journalistin Prof. Johanna Haberer in unserem Experteninterview erklärt. Heutzutage, wo jeder Fotos über die sozialen Medien postet, ist es schon etwas Besonderes, wenn ein Foto einen ikonischen Charakter bekommt. Doch es gibt Bilder, die seit Jahrhunderten überzeugen: wie die Kirchenfenster, die Geschichten aus der Bibel erzählen. Als die Messen noch auf Latein waren und die meisten Menschen nicht zu lesen vermochten, konnten sie sich durch die Glaswerke dennoch ein Bild von den großartigen Taten Jesu machen. In Hamburg haben wir nur noch wenige Kirchen mit alten Fenstern, aber dafür moderne, ungeheuer farbenprächtige Werke, die auch eigene Interpretationen zulassen. Und manchmal ist es auch gar nicht notwendig, dass wir ein Bild vor Augen haben, denn ein Stichwort, eine Metapher kann ein Kopfkino auslösen – wenn zum Beispiel der Glaube und Gott als Anker, Tür oder Hirte in der Bibel beschrieben werden.

Viel Spaß beim Lesen dieser Ausgabe wünscht Ihre Sabine Tesche

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg.

Redaktion
 Verantwortlich: Sabine Tesche
 Mitarbeit: Ann-Britt Petersen, Ann-Kathrin Brenke
 Theologischer Beirat: Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter
 Gestaltung: Andreas Weigand
 Schlussredaktion: Heike Wander
 Titelfoto: Thorsten Ahlf, Chorraumfenster in der Matthäuskirche
 Redaktion: 040/55 44-71156; E-Mail: sabine.tesche@abendblatt.de
www.abendblatt.de/kirchen
 Nächste Ausgabe: Mai 2022



SCHWERPUNKT

zum Thema Bildsprache mit einem Essay von Pastor Johann Hinrich Claussen über die Bedeutung von Kirchenfenstern und einer Auswahl in Hamburgs Kirchen. Jan Roßmanek beschreibt ausdrucksstarke Metaphern in der Bibel.

SEITE 4-6

INTERVIEW

mit der Theologin und Journalistin Prof. Johanna Haberer über die Macht von Bildern, ikonische Fotos und warum die Selfie-Kultur Menschen unfrei macht.

SEITE 7

QUERBEET

durch die Kirchenlandschaft mit einem Tanzmusical zu Martin Luther King Jr. in Steilhoop, einer imposanten Ausstellung von Kreuzen in Winterhude, einem Onlinekurs zum kontemplativen Beten und dem Journal „Seelen-Tide“ der Lebensberatung im Erzbistum Hamburg. In seiner Kolumne schreibt Andreas Hüser über Augenblicke, auf die man achten sollte.

SEITE 8

GLAUBENS-ABC

über den Rosenkranz. Warum und welche Sätze beten Katholiken mit dieser Perlenkette und warum kann sie die Gedanken frei machen? Das beschreibt Erzbischof em. Werner Thissen.

SEITE 9

TERMINE & ADRESSEN

im Februar, März und April. Außerdem: Christliche, muslimische und jüdische Experten diskutieren bei einer Veranstaltung der Katholischen Akademie über die Bedeutung des Osterteppichs.

SEITE 10-11

FAMILIENZEIT

zum Thema Medienkompetenz für Seniorinnen und Senioren. Tipps, welche Geräte, Apps und Programme auch für Ältere interessant und sinnvoll sind.

SEITE 12

Sankt-Pauli-Fan mit Gottvertrauen

Arne Platzbecker ist Rechtsanwalt, Bürgerschaftsabgeordneter und gläubig. Der gebürtige Dresdner hatte in der DDR schon früh Kontakt zu Christen, entschied sich aber erst als Erwachsener für den Eintritt in die evangelische Kirche



Zur St. Pauli-Kirche in Altona hat Arne Platzbecker eine enge Verbindung. Die Gemeinde unterstützte ihn in schweren Zeiten.



FOTOS: ROLAND MAGUNIA

ANN-BRITT PETERSEN

Sie gab dem Viertel ihren Namen: die St. Pauli-Kirche auf dem Pinnasberg in Hamburg-Altona. Seit mehr als 200 Jahren thront das Gotteshaus auf dem Hamburger Berg, umgeben von Amüsiermeile und Hafenflair. In ihrem hellen Emporensaal vereinen sich klassizistische Stilelemente mit dem rustikalen Fußboden aus Schiffsplanken, begrüßen flexible Holzstühle anstelle starrer Kirchenbänke die Besucher. Neben den wenigen Gemälden an den Wänden, die an frühere Geistliche erinnern, fallen ein modernes Bild vom Rotlichtviertel und das Banner „Refugees welcome“ auf. Eine Kirche, die Haltung zeigt, eine, die für alle da ist in diesem Hamburger Kiez.

„Das ist meine Kirche“ sagt Arne Platzbecker (49), SPD-Bürgerschaftsabgeordneter, Rechtsanwalt und St. Paulianer. Seit 24 Jahren lebt er im Viertel, direkt neben dem Gotteshaus. Von seiner Wohnung im oberen Stockwerk blickt er auf Kirchhof und Kita, die Kirchenglocken wecken ihn morgens. „In der Gemeinde fühlte ich mich gleich gut aufgenommen, die Atmosphäre ist familiär, und in Predigten werden auch streitbare Themen nicht ausgeschlossen. Mit ihrer Arbeit gestaltet sie den Stadtteil mit“, sagt Platzbecker.

Mit gewinnendem Lächeln und Eloquenz, aber auch sehr offen, erzählt er von der Verbindung zur Gemeinde. „Es ist die Taufkirche meines Patenkindes, wir haben dort zusammen viele Kindergottesdienste besucht“, sagt der FC-St.-Pauli-Fan. Als die Tochter einer guten Freundin schwer krank zur Welt kam und „wir nicht wussten, ob sie überlebt, pflanzten wir

einen Rosenstrauch neben dem Platz auf dem Kirchengelände, auf dem wir sonst Boule spielen. So etwas geht nur in der St.-Pauli-Kirche“, meint Arne Platzbecker. Kirchen haben ihn immer schon angezogen. Vor der Basilika Santa Maria della Salute in Venedig machte er seinem Mann einen Heiratsantrag. Und selbst in seiner Kindheit und Jugend spielten Gotteshäuser eine wichtige Rolle. „Sie strahlen Beständigkeit aus, bieten Schutz und Halt, so wie der Glaube an Gott mir Halt gibt“, sagt Platzbecker.

Dabei stelle er sich keine Person vor, „für mich ist es eher eine übergeordnete Kraft, die daran erinnert, dass es etwas Größeres gibt als uns“. Ein Gegenüber, das beim Reflektieren über das Leben eine ganz andere Perspektive ermöglicht. „Ich bin froh, dass ich in dieser Hinsicht mit jemandem Rücksprache halten kann, im Gebet“, sagt Platzbecker, der erst im Erwachsenenalter in die Kirche eintrat.

Geboren wurde er noch zu DDR-Zeiten in Dresden-Loschwitz, einem Stadtteil am Elbhang. Beide Eltern waren Ärzte und weder in der Partei noch in der Kirche aktiv. Doch gegenüber seiner Grundschule standen die Reste der im Zweiten Weltkrieg zerstörten und mittlerweile wieder aufgebauten Loschwitzer Kirche. „Für uns war die Barockkirche Spielplatz und Symbol“, sagt Platzbecker. Symbol für die unerwünschte Religion in der damaligen DDR. Trotzdem hatte er schon als Schüler Berührung mit dem Christentum. Er begleitete Freunde zur Christenlehre, wie der Religionsunterricht in den Gemeinden damals hieß. Als er in der 9. Klasse auf die Dresdner Kreuzschule kam, die heute

Evangelisches Kreuzgymnasium heißt, wurde es ein regelmäßiger Kontakt. Er entstand durch die Parallelklasse – eine Internatsklasse für Jungen, die dem Dresdner Kreuzchor angehörten, dem Knabenchor der benachbarten Kreuzkirche. „Wir Jungs und Mädchen aus unserer Klasse wollten eigentlich mit den Chorsamstags abends nach der Vesper in der Kreuzkirche abhängen. Deswegen gingen wir mit“, erzählt Platzbecker. Neben der Musik hörte er dort Texte und Lesungen aus dem Evangelium.

Er war um die 15, 16 Jahre alt und setzte wie viele junge Leute damals auf Veränderungen im Sozialismus – auf die Perestroika. „Der Zusammenhalt in der DDR-Gesellschaft bröckelte, die Menschen wollten ihre Meinung frei sagen und ausreisen dürfen.“ Umso mehr beeindruckte ihn, „diese Gemeinschaft in der Kirche, die einem die Möglichkeit gab, offen zu reden über die Sachen, die uns bewegten. Themen wie Licht und Aufbruch verbanden wir mit der Perestroika“, erinnert er sich an die Zeit vor der Wende, in der die Kirche die treibende Kraft der friedlichen Revolution war.

Gleich nach der Wende ging Platzbecker, der schon als Gymnasiast einen

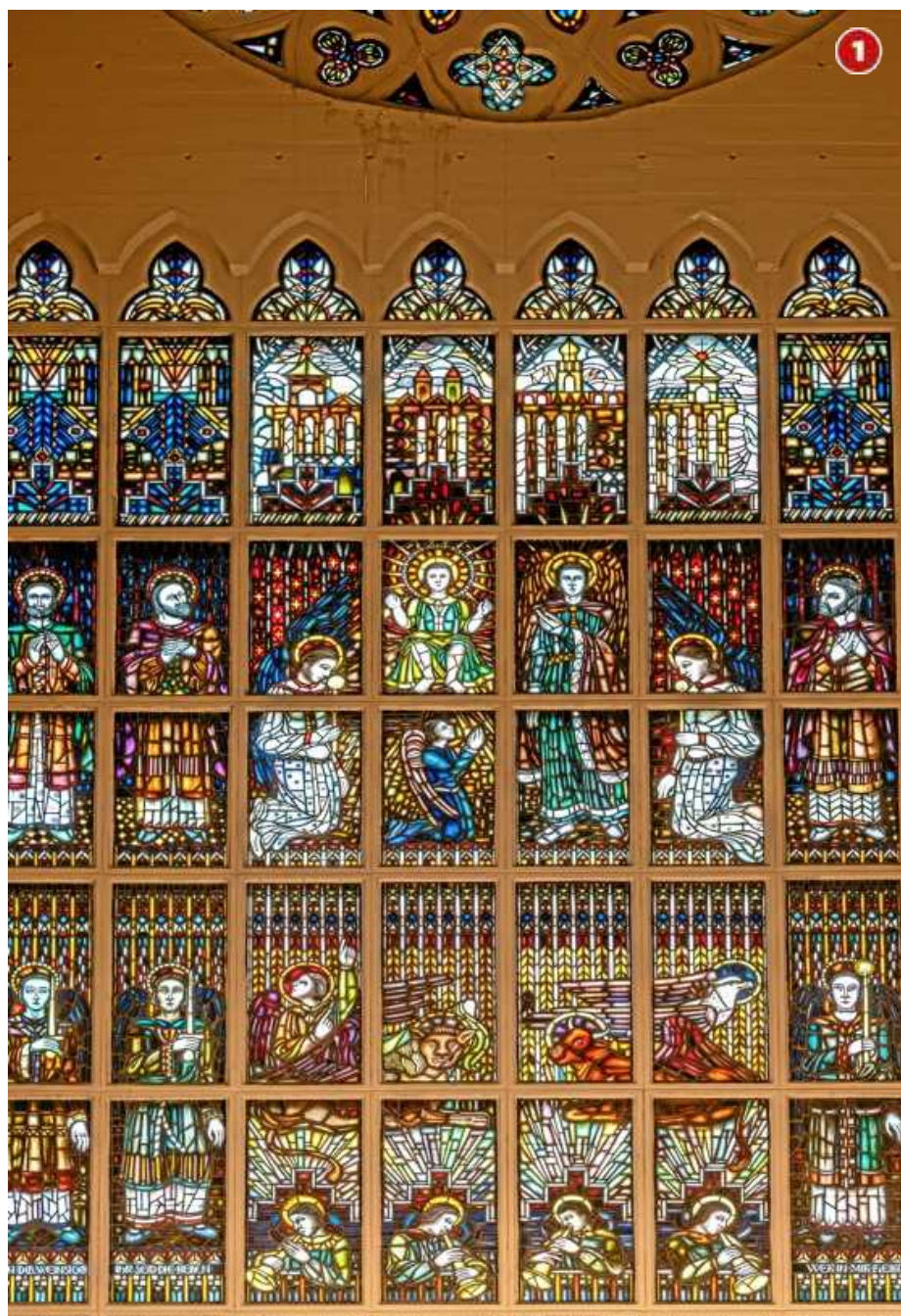
Mich beeindruckte die Gemeinschaft in der Kirche, die uns die Möglichkeit gab, offen zu reden.

Arne Platzbecker

Schüleraustausch mit dem Matthias-Claudius-Gymnasium Wandsbek organisiert hatte, in die Hansestadt. Er studierte Jura, trat in die SPD ein. „Ich wollte mich auch nach der Wendezeit weiter politisch engagieren“, sagt Platzbecker. Soziale Gerechtigkeit und Solidarität sind für ihn eine Kernaufgabe der Demokratie, und mit seiner Partei sieht er die besten Chancen, diese Aufgaben umzusetzen. Seit 2020 ist er in der Hamburgischen Bürgerschaft als SPD-Abgeordneter für den Wahlkreis Hamburg Mitte aktiv.

Solidarität findet er auch in der christlichen Gemeinschaft. So entschied er sich als Student, in die evangelische Kirche einzutreten, „weil deren christliche Werte und deren soziales Handeln sich mit meinen Werten decken“, sagt Platzbecker. Und weil er sich als offen schwul lebender Mann dort willkommen fühlt. Getauft wurde er in der Kirche St. Johannis-Harvestehude.

Zweifel an seinem Glauben hatte er nie. Selbst nicht am schlimmsten Tag in seinem Leben, wie er sagt. Bei einem Verkehrsunfall im Urlaub in Südafrika kam eine gute Freundin ums Leben, ihr Partner und Platzbeckers Mann wurden schwer verletzt. „Es war ein furchtbares Erlebnis, Trost fand ich in der sehr guten Seelsorge in Kapstadt und nach der Rückkehr in der St.-Pauli-Gemeinde“, erinnert er sich. Auch wenn er Religionen manchmal kritisch sieht, etwa weil sie Menschen stark indoktrinieren, so kann sich Platzbecker ein Leben ohne Glauben nicht vorstellen. Für ihn sei es eine tröstliche Vorstellung, „sich gut aufgehoben zu wissen, im Leben wie auch nach dem Tod“.



1 Kirchenfenster von Elisabeth Coester (1900–1941) in der Hauptkirche St. Nikolai

Die Künstlerin hatte das Kunstwerk eigentlich für St. Nikolai am Hopfenmarkt geschaffen. Es zeigt Gestalten der Johannesoffenbarung. In diesem Ausschnitt ist Jesus als Kind und Friedensfürst dargestellt, der die Welt mit seinem Segen beherrscht.



Die Kunst lebt in den Kirchen – mit einem besonderen, stillen Zauber in den Fenstern. Das 20. Jahrhundert hat eine nicht mehr zu überschauende Fülle und Vielfalt an herrlichsten Glasfenstern hervorgebracht, und diese wunderbare Geschichte ist noch lange nicht an ihr Ende gekommen. Fenster sind eben mehr als bloße Lücken in Kirchenmauern, durch die das benötigte Tageslicht ins Innere gelangen kann. Sie sind ebenso sehr Licht- wie Sinnquellen. Nicht zuletzt durch die Farben, Formen, Bilder und Symbole der Glasfenster unterscheiden sich Kirchen von banalen Versammlungssälen, werden sie zu sakralen Lichträumen, meditativen Sphären. Dabei setzen sie den christlichen Glauben ins Bild: Sie stellen die wichtigsten Gestalten der Glaubensgeschichte, zentrale Erzählungen und Symbole visuell vor und ergänzen so die Predigt, die Gebete und die geistliche Musik.

Begonnen hat die Geschichte der Fensterkunst im hohen Mittelalter. Denn erst durch den neuen Baustil der Gotik entstanden die Flächen, in denen Licht und Farbe sich entfalten konnten. Mithilfe innovativer Techniken musste in der

Gotik die Statik der Kirchen nicht mehr durch dicke, geschlossene Mauern gewährleistet werden. Anderen Stelle traten nun kunstvolle Gerippe aus Pfeilern und Streben, die den Bau zusammenhielten und den Druck ableiteten.

Das schuf Raum für Fenster. Jetzt konnten die Kathedralen hell und farbig werden. Man bedenke: Damals war Glas keineswegs ein übliches Baumaterial. Die Fenster der meisten Wohnhäuser waren einfache Lüftungsspalten mit Holzläden davor. Im Vergleich dazu müssen die neuen Kathedralen wie Zauberbauten aus Licht gewirkt haben. Die größte Fensterfläche wurde in Chartres geschaffen: 2600 Quadratmeter!

Doch nicht allein die Menge an Licht erregte Aufsehen. Licht und Farben wurden präzise als Gestaltungsmittel eingesetzt. Die Kirchbauten wurden nach oben und vorne hin heller, denn dorthin sollten die Blicke gehen. Das hatte praktische Gründe – die Messfeier sollte gut zu sehen sein. Es gab aber auch einen symbolischen

Glaskunstwerke voller bunter

Kirchenfenster waren früher die **Bibel der Armen**. Denn ihre Bilder zeigen Taten von Jesus und Heiligen. Heute regen viele zur eigenen Interpretation an. Eine Auswahl.

Text: Johann Hinrich Claussen, Fotos: Thorsten Ahlf

Tiefensinn: Denn in der Gotik entstand auch eine neue Theologie des Lichts und des Sehens: Schauen und Staunen wurden zu Glaubensakten eigener Art. Viele der neuen Fenster stellten Geschichten der Bibel und der Heiligen dar. Deshalb nennt man sie „die Bibeln der Armen“. Wer nicht lesen konnte – das waren damals ja die meisten –, mochte die Inhalte des Glaubens hier kennenlernen. Es entwickelte sich ein Bilderbuch mit vielen Kapiteln: mit der Weihnachtsgeschichte, unterschiedlichen Szenen aus dem Leben Jesu, seiner Passion, katholischen Heiligen-erzählungen und protestantischen Heldengeschichten über die Reformatoren. Doch es wäre zu pädagogisch, dies für den

eigentlichen Sinn der Fenster zu nehmen. Der liegt in der Schönheit des farbigen Glases selbst. Dies zeigen am deutlichen die „Rosen“, riesige Rundfenster, die an unterschiedlichste Symbole denken lassen: das Glücksrad, den Kreis, die Rose als Sinnbild der Liebe und der Gottesmutter, Christus als Licht der Welt. Die Fensterrosen sind nicht auf eine inhaltliche Botschaft festgelegt, sondern eröffnen in ihrer flamboyanten Virtuosität den Weg zu einer freien Spiritualität und reinen Kunst. Sie lassen einen aber auch an die Offenbarung des Johannes, das letzte Buch der Bibel, denken: Es kommt der Tag, da wird Gott alle Tränen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein; er wird



3

2 Fenster von Siegfried Assmann (1925–2021) in der Kirche am Markt

Dieses Bild ist eines von vier im Chorraum der Blankeneser Kirche. Es zeigt die Passion Christi, der oben im Garten Gethsemane, dann bei seiner Verurteilung durch Pilatus und sein Kreuz tragend dargestellt wird.

3 Kirchenfenster von Johannes Schreiter (geb. 1930) im St.-Marien-Dom

Die Gestaltung der elf Fenster ist inspiriert durch düstere Prophezeiungen aus dem Buch Jesaja. Sie scheinen eine zerrissene Welt zu zeigen, doch es gibt Hoffnung und Licht. Die abstrakten Bilder lassen Raum für Fantasie.



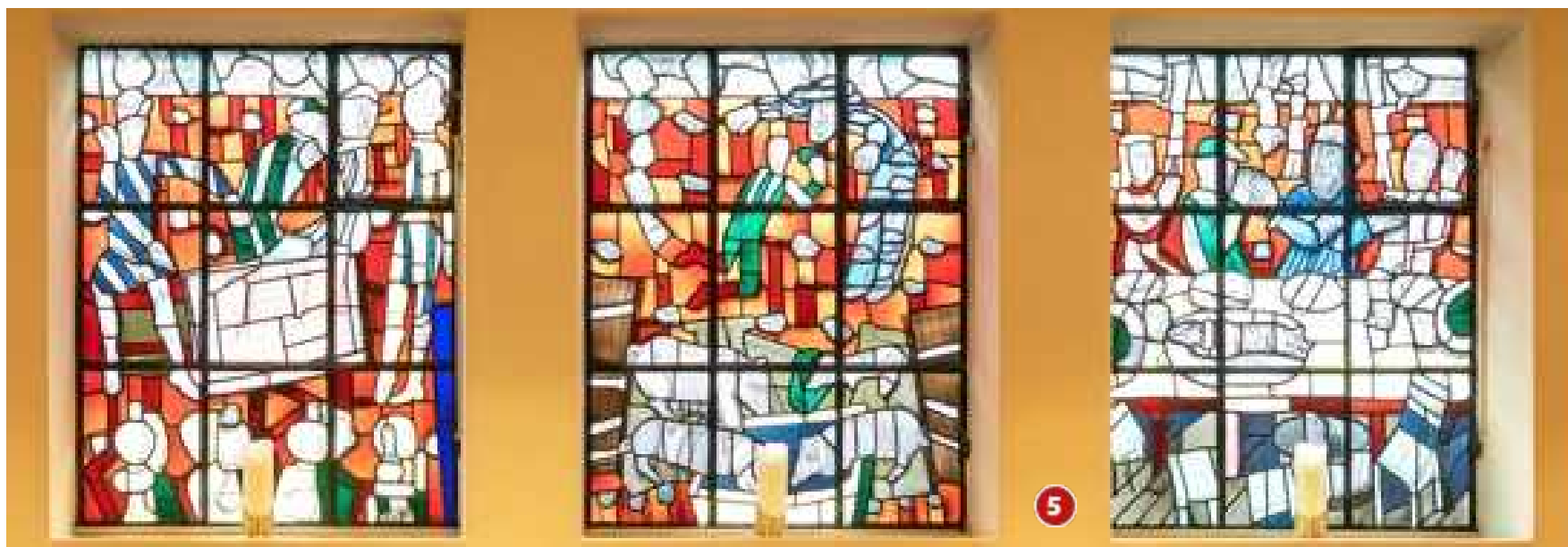
4

4 Altarraumfenster von Claus Wallner (1926–1979), Hauptkirche St. Petri

Das Pfingstfenster von 1959 ist eines von fünf Fenstern im Chorraum von St. Petri. Es zeigt den Heiligen Geist, der wie eine Taube vom Himmel herabkommt und sich über die Jüngerschar ergießt: die Geburtsstunde der Kirche.

5 Fenster von Charles Crodel (1894–1973) in der Matthäuskirche Winterhude

Zu sehen ist die Geschichte vom verlorenen Sohn. Als das Geld des Vaters verprasst ist, muss er Schweine hüten, denen er hungrig das Futter neidet. Reumütig kehrt er zum Vater zurück, der ihn mit einem Festmahl empfängt.



5

er Geschichten

sein himmlisches Jerusalem aufrichten, gebaut aus lauter Edelsteinen – Jaspis, Saphir, Smaragd, Topas, Hyazinth und Amethyst –, eine Stadt aus Licht, denn Gott ist Licht, ist Farbe, ist schön, Gott ist da.

An diese Hoch-Zeit der kirchlichen Glaskunst konnte erst die Moderne wieder anschließen. Das hatte gute und schlechte Gründe. Zum einen waren nun auch in der Kirche bisher ungeahnte künstlerische Freiheiten möglich, die neue spirituelle Räume eröffneten. Zum anderen wurden unfassbar viele kostbare Glaskunstwerke der Tradition in zwei Weltkriegen – und später durch manche Rücksichtslosigkeit – zerstört. Schließlich aber konnten in Westdeutschland durch den wachsenden Wohlstand viele Sakralbauten neu gebaut oder mit neuen Fenstern ausgestattet werden. Dabei sind weltberühmte Werke entstanden. Man denke an die Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche von Egon Eiermann mit ihren Wänden aus mystischem Chartres-Blau. Oder an die überwältigenden

Bibelerzählungen von Marc Chagall im Zürcher Fraumünster. In jüngster Zeit hat Gerhard Richter, einer der berühmtesten lebenden Künstler, sensationelle Kirchenfenster geschaffen: zunächst für den Kölner Dom und dann für die Benediktinerabtei St. Mauritius in Tholey, bei Saarbrücken. Nicht immer wurden solche Schöpfungen zeitgenössischer Künstler beglückt und dankbar aufgenommen. Es gab intensive Debatten sowohl über ungewöhnliche figurative Darstellungen, die bisherigen Sehgewohnheiten widersprachen, als auch über abstrakte Kreationen, bei denen ein Bezug zur christlichen Botschaft nicht unmittelbar zu erkennen war. In der hannoverschen Marktkirche hat die Ankündigung, Gerhard Schröder würde ein Fenster von Markus Lüpertz stiften, sogar für erhebliche Streitigkeiten gesorgt, die bis vor Gericht gingen.

Auch wenn viele Hamburgerinnen und Hamburger es nicht wissen, birgt ihre Heimatstadt einen Schatz an großer Kirchenfensterkunst – verteilt auf viele Kir-

chen unterschiedlicher Konfessionen. Es wäre eigentlich ein guter Plan für den Frühling, eine Radtour zu den schönsten Glasfenstern zu unternehmen. Man könnte beim Mariendom beginnen, wo einer der bedeutendsten Glaskünstler der Nachkriegszeit, Johannes Schreiter, einen Zyklus von zehn Rundbogenfenstern geschaffen hat. Natürlich haben die evangelischen Hauptkirchen einiges zu bieten, zum Beispiel die Chorfenster von Hermann Oetken und Claus Wallner in St. Petri an der Mönckebergstraße. Man sollte aber nicht in der Innenstadt bleiben, sondern auch in die Stadtteile fahren. Denn nicht wenige Quartierskirchen sind wunderbar ausgestattet, so Matthäus in Winterhude durch Charles Crodel (der auch Fenster für die Hauptkirche St. Jakobi und für die Marienkirche in Fuhlsbüttel geschaffen hat). Wer etwas mehr Ausdauer mitbringt oder zwischendurch die S-Bahn nimmt, kann in der Reinbeker Maria-Magdalenen-Kirche die glühend roten und tiefblauen Fenster von Klaus Arnold bewundern, die einen reizvollen Kontrast zum neugotischen Raum bilden.

Man tut all den schönen evangelischen oder katholischen Kirchen allerdings kein Unrecht, wenn man erklärt, dass das bedeutendste Glaskunstwerk in

der Hauptkirche St. Nikolai am Klosterstern zu finden ist. Geschaffen hat es Elisabeth Coester (1900–1941). Sie gehört zu den großen Künstlerinnen der klassischen Moderne. Berühmt war sie durch die Glasfensterwände von 800 Quadratmetern, die sie 1928 für die avantgardistische „Stahlkirche“ in Essen geschaffen hatte. Dieses Meisterwerk wurde wie fast ihr gesamtes Werk im Zweiten Weltkrieg zerstört. Erhalten hat sich jedoch ein Fenster von immerhin acht Metern Breite und 22 Metern Höhe. Es war für die alte Nikolaikirche am Hopfenmarkt bestimmt, dort wegen des Krieges aber nicht eingebaut worden. Als man daranging, St. Nikolai am Klosterstern neu zu bauen, reservierte man den Taufraum vor dem Kirchsaal für dieses riesige Fenster. Virtuos verbindet es Traditionelles und Modernes. Über allem strahlt eine prächtige Rose. Darunter finden sich Gestalten und Symbole aus der Offenbarung des Johannes: vor allem Anklänge an das himmlische Jerusalem. Man merkt ihm nicht an, dass es während der NS-Diktatur geschaffen wurde. Denn es stellt die Schwachen und Trauernden in den Mittelpunkt.

Pastor Johann Hinrich Claussen ist Kulturbeauftragter der Ev. Kirche in Deutschland.

Die farbige Sprache der Bibel

Anker, Hirte und Weinstock: Die Heilige Schrift ist voller Metaphern und Gleichnisse, die Bilder von Gottes Größe, Macht und Liebe im Kopf entstehen lassen

JAN ROßMANEK

Bilder haben Sprachkraft. Wir kommunizieren durch Bilder. Ein Handy in jeder Hand und Social Media nur einen Klick entfernt. Wir berichten aus unserem Leben mit Bildern, und wir erfahren über sie vom Leben anderer. Verstehen wir einen Witz tatsächlich nur noch, wenn wir ihn mit einem gelb-zwinkernden Gesicht markieren? Aber wir können gar nicht anders, denn unsere Sicht auf die Welt zeigt sich in den Bildervorräten, auf die wir zurückgreifen. Unser gesamtes Denken und unsere Lebenswelt wird laut dem Philosophen Hans Blumenberg wesentlich durch bildliche Sprache bestimmt und macht uns deutlich, worauf wir mental und emotional ausgerichtet sind.

So ist auch die Bibel voller Metaphern, Vergleiche und Symbole. Jesus spricht von sich selbst in Bildern: „Ich bin die Tür“ oder „Ich bin der wahre Weinstock“. Bei einer Metapher werden ein bildspendender und ein bildempfangender Bereich miteinander gekoppelt. Dies sorgt für eine produktive Irritation in unserem Kopf. Ist dieser Jesus tatsächlich eine Tür, ein Weinstock oder der gute Hirte? Ist er nicht viel mehr oder viel weniger? Metaphern unterbreiten einen Schvor-schlag und sind in positivem Sinne infektiös: Sie wecken Kreativität und lösen eine gedankliche Suche aus. Auf diese Weise sprechen sie den ganzen Menschen an, seine kognitive Seite und seine positiven oder negativen Gefühle. Im Idealfall motivieren sie zu einer veränderten Haltung: Es macht etwas mit mir, wenn ich Salz der Erde und Licht der Welt sein soll.

Der Gleichniserzähler Jesus war virtuos darin, mit Bildern zu überzeugen und diese mit knackigen Geschichten zu verbinden. An die Geschichte von der wundersamen Speisung von 5000 Menschen schließt sich nahtlos die Einladung an: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern.“ Und auf Bilder vom Licht im Johannesevangelium, „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“, folgt das Wunder einer Blindenheilung. Eine Metapher, eine Geschichte zieht die nächste nach sich. Das ist Free Jazz mit viel Soul. Denn Jesu Gleichnisse beschönigen nichts und ersehnen alles. Da sind die Letzten plötzlich die Ersten, da passt vielleicht sogar ein Kamel durch ein Nadelöhr.

Gleichnisse können bizarr sein oder ganz alltäglich: Jesus erzählt im Lukasevangelium von einer Frau, die mit viel Elan das Haus fegt und dabei eine lange

vermisste Münze wiederfindet. Ihre Mühe zahlt sich aus! Gott begegnet ihr hier als jemand, der nichts und niemanden verloren gibt. Wir sind nicht auf der Welt, um alles 100 Prozent richtig zu machen. Wir sind auf der Welt, um zu verlieren, zu suchen und zu finden. Das Schönste an diesem Gleichnis ist, dass die Freude so groß ist! Die Frau lädt ihre Freundinnen zum Feiern ein: „Freut euch mit mir!“

Gott ist groß und geheimnisvoll. Wir kennen sogar das Gebot, uns von Gott kein Bildnis zu machen. Das schützt vor der Annahme, wir könnten Gott einfach auf ein Wort oder Bild reduzieren. Mit der menschlichen Sprache lässt sich immer nur ein Teil von dem ausdrücken, was Gott ist oder sein könnte. Gott ist Vater, Hirte, Gärtner, Fels und Burg oder ein Töpfer, der uns wie Ton in seinen Händen hält. Diese Vielfalt der Bilder entspricht dem Reichtum einer möglichen Gottesbeziehung. Um Gott zu umschreiben, reichen aber die geläufigen, eher männlich bestimmten Eigenschaften Gottes nicht aus. Jedes Bild gilt es zu überprüfen, denn jedes Bild kann einseitig sein und instrumentalisiert werden.

So handelt einer der schönsten Sätze der Bibel von Mütterlichkeit: „Ich will euch trösten“, spricht Gott, „wie einen seine Mutter tröstet“ (Jesaja 66,13). Eine zarte Metapher, die den realen Kummer nicht kleinredet. Mütter lieben ihre Kinder nicht, weil sie so gut sind und immer

alles hinbekommen. Sie lieben – wie Väter natürlich auch – ihre Kinder bedingungslos und trösten, wenn etwas nicht gelingt.

Man kann sich kaum einmal sicher sein, dass die eigene Interpretation der Metaphern restlos aufgeht. Ein Glück, denn Widersprüche machen Aussagen erst lebendig. Nichts ist schlimmer, als mit erhobenen Zeigefinger alle Welt mit

*„Ich bin das Brot
des Lebens.
Wer zu mir kommt,
wird nie
mehr hungern.“*

Johannes 6,35

einer allgemeingültigen Erklärung abzuspüren. Manchmal droht der Glaube Schiffbruch zu erleiden. Wo ist ein sicherer Hafen, zu dem ich zurückkehren kann? Gegen Mutlosigkeit setzt der Hebräerbrief „die Hoffnung als sicheren und festen Anker der Seele“. Und diese Hoffnung gründet darin, dass Gott uns im Menschen Jesus begegnet, der verkannt, verfolgt und verspottet wird und schließlich am Kreuz endet. Aber gerade dieses Kreuz

symbolisiert von nun an, dass beide Seiten der Schöpfung, dass Himmel und Erde, das Vertikale und das Horizontale, Gott und Mensch für immer vereint sind. In dieser Hoffnung ankert die Seele. Einen Ankerpunkt braucht jeder Mensch im Leben. Kein Wunder also, dass der Anker immer noch ein so beliebtes Motiv ist. Es steht für die Heimat, Halt und die Sehnsucht nach dem Meer und Abenteuer.

Metaphern durchlaufen häufig eine Entwicklung. Sie verlieren ihre Kühnheit durch wiederholten Gebrauch. Auch Jesus als Gottes Sohn kann schnell zu einem matten Ausdruck werden, der nur noch im Leerlauf funktioniert. Religiöse Kommunikation braucht Anstoß und Anregung. Man muss ausprobieren, was alles so geht, immer wieder neu. Der Illustrator Stian Hole tastet sich in seinem Bilderbuch „Annas Himmel“ an neue Hoffnungsbilder heran. Vater und Tochter Anna trauern um die viel zu früh verstorbene Mutter. „Manchmal lässt da oben jemand Nägel vom Himmel regnen. Das sollte so nicht sein“, sagt Annas Vater vor der Beerdigung. Und seine Tochter flüstert: „Nein. Aber morgen sind es vielleicht schon Erdbeeren mit Honig.“ Ein befreiendes Gespräch. Sprachliche Bilder können wie alle gute Literatur das Leben ein wenig leichter machen. Denn Leben ist, was es ist: sehr kompliziert, tragisch und komisch, traurig und schön.



Der Anker dient nicht nur in der Schifffahrt, sondern ist auch ein biblisches Symbol für Hoffnung. FOTO: MARCELO HERNANDEZ

Wir sind bildreicher, aber wortärmer

Prof. Johanna Haberer über die **Macht der Bilder**, wie sie Wahlen, Kriege und das Selbstbild beeinflussen

SABINE TESCHE

Die Journalistin Johanna Haberer ist Professorin für Christliche Publizistik am Fachbereich Theologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Die Digitalisierung der Medien gehört zu ihren Forschungsschwerpunkten.

Hamburger Abendblatt: *Wie können Bilder uns beeinflussen, was passiert im Gehirn?* Bilder rufen bei uns die unterschiedlichsten Empfindungen vor und prägen sich ein im Gehirn als Erinnerung. Man kann das bei Kindern studieren, wie irritiert sie sind, wenn sie zum Beispiel Astrid Lindgrens Buch „Michel aus Lönneberga“ vorgelesen bekommen haben und dann den Film sehen. Sie müssen mühsam ihre eigene Vorstellung mit den Bildern des Films abgleichen. Oder wenn Kinder schon sehr früh pornografische Bilder sehen, kann dies ihre Haltung zur Sexualität lebenslang beeinflussen.

Es wird zukünftig eine riesige Aufgabe sein, wichtige Bilder auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen.

Prof. Johanna Haberer

Pornobilder sind das eine, aber wir haben oft ja auch zu historischen Ereignissen ein Bild in Erinnerung. Beim Stichwort Vietnamkrieg kommt sofort das Foto des nackten Mädchens auf der Straße hoch, beim Mauerbau der DDR-Soldat, der über den Zaun springt. Diese Fotos unterscheiden sich nicht sehr von dem, was man früher die Aura der Malerei nannte. Die Künstler setzen einen Moment ins Bild. Wir selber speichern in uns Bildergalerien, an denen entlang wir unser Leben oder die Geschichte unseres Volkes festmachen können.

Wie unterscheiden sich Bilder in Diktaturen von denen in Demokratien?

In Diktaturen sind die Bilder zensiert und werden zu propagandistischen Zwecken genutzt. Sie zeigen oft ein Bild von Stärke und Unbesiegbarkeit – und nichts daneben. Putin auf dem wilden Hengst mit freiem Oberkörper ist ein klassisches Beispiel dafür. Die Bilder von unseren Politikern hingegen sind vielfältiger: Es gibt private, öffentliche, inszenierte und spontane Darstellungen, die auch mal negativ rüberkommen können – wie zuletzt das Bild des lachenden Politikers Armin Laschet im Überschwemmungsgebiet.

Hat das Bild ihn die Wahl gekostet?

Ich denke: ja. Über dieses eine Foto wurde mehrere Wochen beinahe ausschließlich gesprochen und hat zum Wahlverlust der CDU geführt. Dahingegen haben Bilder von Gerhard Schröder, der 2002 durch die

Überflutungsgebiete in Sachsen mit Gummistiefeln stapft, die Wähler nachweislich positiv beeinflusst.

Also müssen besonders in Katastrophenzeiten Politiker darauf achten, wie sie sich zeigen? Absolut. Denken Sie an das Bild von Angela Merkel, die Manuela Dreyer im überschwemmten Ahrtal an die Hand nimmt, weil Dreyer wegen ihrer Krankheit nicht gut laufen kann. Ein berührendes Bild. Das zeigt, wie sehr wir beeinflusst und geführt werden von Bildern. Denn das situative Foto mit dem lachenden Herrn Laschet sagt im Grunde wenig über ihn als Politiker oder Mensch aus – hat ihn aber den Ruf gekostet.

Welche Bilder sind unethisch?

Bilder, in denen tote Menschen identifizierbar gezeigt werden, sind in Deutschland verboten. Es geht dabei um den Schutz der menschlichen Würde. Aber das wird in anderen Kulturen unterschiedlich bewertet, wie man anhand der ikonischen Bilder der brennenden Türme in New York gut se-

hen konnte. Die Menschen sind aus den Gebäuden gesprungen. Im deutschen TV sah man sie an den Fenstern stehen, im britischen fliegen und im amerikanischen unten aufkommen.

Wann hat ein Pressebild Qualität?

Wenn es eine Atmosphäre schafft, neben dem Text noch mal eine eigene Geschichte erzählt. Wenn es nicht nur die platte Dokumentation eines Ereignisses ist.

Können Bilder so stark sein, dass sie in uns Hass oder Zuneigung auslösen?

Absolut. Bilder können sehr starke Emotionen in alle Richtungen auslösen, wie etwa das Bild vom dreijährigen Flüchtlingsjungen, der tot am Strand lag. Das hat Gefühlsstürme ausgelöst und Politiker zum

Handelngewungen. Bilder, die dem Werte- und Weltbild der Gesellschaft widersprechen, können Hass auslösen, aber auch Kriege hervorbringen oder beenden. Allerdings werden zu Kriegszeiten gerne Bilder gefaked, die Kriegshandlungen legitimieren sollen.

Früher haben traditionelle Medien die Bilder vorsortiert. Inzwischen kann jeder Fotos in die Öffentlichkeit posten. Hat die Macht der Bilder durch soziale Medien zugenommen? Der Philosoph Walter Benjamin hat schon in den 40er-Jahren darüber reflektiert, dass durch die Fotografie mit ihren vielen Abzügen, die Aura der Einmaligkeit eines Kunstwerks verloren geht. Aber es ist gleichzeitig ein Prozess der Demokratisierung, denn nun konnte jeder die Mona Lisa bei sich aufhängen. Doch die Bilderflut durch die Digitalisierung überfordert uns. Zudem können Bilder stark verfremdet werden. Es wird zukünftig eine riesige Aufgabe sein, wichtige Bilder auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen.

Mit Instagram wurde ein Medium erschaffen, das Botschaften nur über Bilder transportiert – wie hat das unsere Kultur verändert?

Es hat die biografischen Erzählungen sehr verändert. Nehmen wir nur die Selfie-Kultur. Jugendliche sind umstellt von Bildern. Sie inszenieren sich sehr genau. Dadurch definieren sich diese Jugendlichen früh und werden von außen durch Likes und Kommentare beeinflusst. Diese Bilder schränken die Entwicklung von Menschen meines Erachtens eher ein, sie machen unfrei. Wir sind alle sehr viel bildbestimmter als früher, erzählen unser Leben mehr über Fotos als über Texte. Früher beschrieb man in Briefen seine Erlebnisse, der Empfänger konnte sich davon ein Bild im Kopf machen, heute schicken wir Fotos von Situationen, die erzählen, was wir machen. Wir werden wortärmer, aber bildreicher.

Wie inszeniert Kirche sich?

Es gibt zwei typische, leider überstrapazierte Kirchenbilder: entweder die der Kirchenfürsten, also Talar-Träger, oder die der tücherschwingenden Gläubigen beim Kirchentag. Aber das, was Kirche ausmacht, die Mutter, die im Konfirmandenunterricht hilft, die Leute, die für den Blumenschmuck zuständig sind, die tröstliche Arbeit von Seelsorgern in Gemeinden, Gefängnissen und Krankenhäusern, die ist unsichtbar und kann auch kaum durch Bilder dokumentiert werden. Kirche ist darauf angewiesen, dass von ihr erzählt wird.



Theologin Johanna Haberer wohnt nahe bei Hamburg.
FOTO: VERA TAMMEN



Theologe und Journalist Andreas Hüser
über **Augenblicke**, auf die man achten kann

Quer gedacht

:: Geht es Ihnen auch so? Das neue Jahr ist schon einige Wochen alt. Ein Zwölfstel seiner Lebenszeit hat es hinter sich. Und trotzdem fühle ich mich, als wäre Neujahr kaum vorbei. Als habe das Jahr noch gar nicht richtig Fahrt aufgenommen. Das mag daran liegen, dass im Januar nie sehr viel los ist, in keinem Jahr. Offensichtlich brauchen wir Menschen eine Pause, zwischen dem Weihnachtsstress und dem Urlaubsstress – der Karnevalsstress bleibt uns in Hamburg zum Glück erspart.

Was aber tun mit einem angebrochenen Jahr, das schon wieder nicht normal ist, in dem schon wieder Zukunftspläne über den Haufen geworfen werden und mehr Terminabsagen als Einladungen auf den Tisch flattern?

„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen; mein sind die Jahre nicht, die etwa mögen kommen; der Augenblick ist mein, und nehm' ich den in acht, so ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht.“ Der Dichter Andreas Gryphius (1616–1664) hat diese Verse vor 400 Jahren geschrieben.

Für mich liegt etwas Beruhigendes in diesem Gedanken: Mein sind die Jahre nicht – und auch nicht die Tage, die vor mir liegen. Sie gehören mir nicht. Ich bin nicht für alles zuständig. Sicher, man möchte die Zukunft gern im Griff haben. Man möchte vielleicht auch die Vergangenheit korrigieren. Beides geht nicht. Was geschehen ist, lässt sich nicht verändern. Was kommt, bestimme ich nur in geringem Umfang. Das Handeln in der Gegenwart, das ist meine Aufgabe.

Andreas Gryphius sagt übrigens nicht: Lebe im Hier und Jetzt, folge der Laune des Augenblicks! Er sagt auch nicht: Tu in jedem Augenblick das Richtige! Sein Rat ist vergleichsweise bescheiden: Nimm den Augenblick „in acht“. Mehr nicht. Das ist das, was du tun kannst – egal unter welchen Umständen.

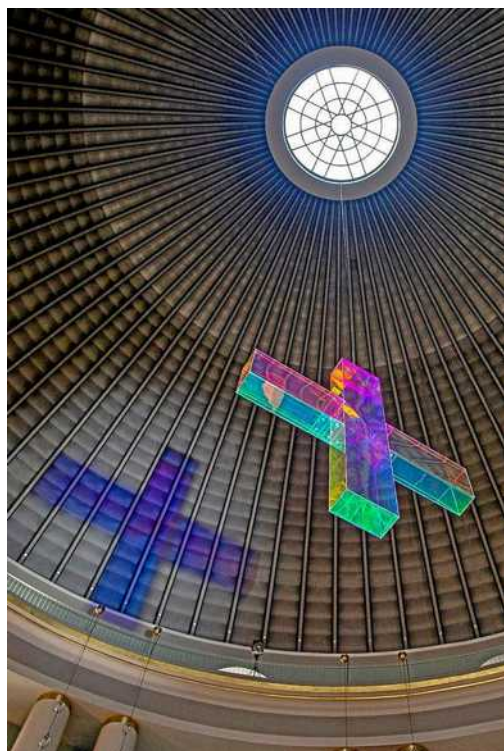
Es ist tröstlich zu wissen, dass eine höhere Macht alles zum Guten lenkt. Was über meine Grenzen geht, kann ich in die Hände eines Größeren legen. Gryphius, der nicht nur Dichter, sondern auch Theologe war, glaubte an diesen Herrn der Zeit und der Ewigkeit. Der Glaube an Gott kann trösten. Es kann zu Freiheit und Gelassenheit führen. Ein Patentrezept für ein sorgenfreies Leben ist dieser Glaube aber auch nicht. Es bleiben Fragen. Wenn Gott alles führt und lenkt, warum merkt man davon oft so wenig?

GESEHEN

Zum Lesen: Journal „Seelen-Tide“ über Ambivalenz menschlicher Gefühle

:: „Seelen-Tide“ heißt das Journal für psychologische Beratung im Erzbistum Hamburg. Die neue Ausgabe befasst sich mit der Spannung „Zwischen Hoffen und Bangen“. Das 24-seitige Heft beleuchtet die Ambivalenz menschlicher Gefühlswelten. Vor allem geht es um die Hoffnung – ein Gefühl, das kaum eindeutig zu beschreiben ist. Das Journal ist kostenlos erhältlich. Im Erzbistum Hamburg gibt es acht Beratungsstellen für Ehe-, Familien- und Lebensfragen. Außerdem besteht das Angebot der Onlineberatung

Erhältlich unter Tel. 24 87 74 69 oder im Internet:
www.ehe-familien-lebensberatung.info



AUSGESUCHT

Zum Angucken: Licht-Kreuz-Ausstellung in Winterhude

:: Zur Passionszeit stellt die Ev.-Luth. Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst vom 2.3.–18.4. Licht-Kreuze des Installationskünstlers Ludger Hinse aus. Unter dem Titel „licht.weg“ sind in der Matthäus- und Heilandskirche Kreuze aus schillerndem Plexiglas-Radiant zu sehen, in denen sich das Licht in seine Spektralfarben bricht. Auch Kreuze aus anderen Materialien sind Teil der Ausstellung, die von einem vielfältigen Programm an Lesungen, Konzerten, Gottesdiensten und Andachten zur Passionszeit begleitet wird. Eröffnet wird die Ausstellung am 2.3. um 19 Uhr mit einem Aschermittwochgottesdienst in der Heilandskirche (Winterhuder Weg 132), in dem der Künstler predigt. Am 5.3. liest Ludger Hinse in der Matthäuskirche (Gottschedstraße/ Ecke Krohnskamp) um 19.30 Uhr Kurzgeschichten.

Das gesamte Programm ab 20.2. auf der Gemeindehomepage: www.winterhude-uhlenhorst.de



ENTDECKT

Zum Hingehen: Tanzmusical über das Kind Martin Luther King

:: Stolz und entschlossen blickt der in Stein gehauene Martin Luther King Jr. heute über die National Mall in Washington D.C., wo er einst seine berühmte Rede hielt. Was hat den Glauben dieses Mannes geprägt? Welche Rolle spielte dabei seine Kindheit? Dieser Frage geht ein Tanzmusical nach, das junge Menschen aus Steilshoop komponiert haben und das am 8.4. von zehn Mädchen in der Martin-Luther-King-Kirche (Gründgensstraße 28) aufgeführt wird. Zur Eröffnung der Veranstaltung „Pride in the Name of Love“ sprechen der US-Generalkonsul Darion Akins und der EKD-Kulturbeauftragter Johann Hinrich Claussen. Eine Aufzeichnung der Veranstaltung ist im Anschluss auf dem YouTube-Kanal der Gemeinde zu finden.

Über die Zugangsrichtlinien informieren Sie sich bitte auf der Homepage der Gemeinde:
www.martin-luther-king-steilshoop.de

Der Eintritt ist frei. Anmeldung über info@martin-luther-king-steilshoop.de.

EMPFOHLEN

Zum Mitmachen: Onlinekurs zum kontemplativen Beten

:: Bei der Einübung in die Stille und in das kontemplative Beten will ein Onlinekurs des Geistlichen Zentrums San Damiano in Hamburg helfen. An vier Abenden werden Übungen erprobt, um in die Stille zu kommen. Sie sind ein erstes Einüben in das kontemplative Beten und werden danach selbstständig geübt. An den nächsten Kursabenden folgt ein Austausch über die gemachten Erfahrungen. Zur weiteren Unterstützung wird es jede Woche ein bis zwei kurze Zeiten geben, an denen ein gemeinsames Üben unter Anleitung der Referentinnen möglich ist. Ebenso besteht das Angebot zu einem persönlichen Gespräch. Der Kurs kann nur als Ganzes gebucht werden. Er wird von Maria Henke und Evelyn Krepele geleitet. Die Teilnahme ist kostenfrei. Um eine Spende wird gebeten.

Termine: Informationsabend am 17. 2., dann 3., 10., 17., 24. und 31. März (Abschlussabend), jeweils 19.30 Uhr, Anmeldung: san-damiano@st-franziskus-hamburg.de, Tel. 0170 15 13 991, Infos: www.san-damiano-hamburg.de



FOTOS: ROLAND MAGUNIA, ANN-KATHRIN BRENKE, LUDGER HINSE, MARCO HEINEN

Perlen, die durch Finger gleiten

Warum beten Katholiken eigentlich den Rosenkranz? Darauf antwortet Erzbischof em. Werner Thissen

U ngefähr fünf Jahre war ich alt. In unserer Nachbarschaft war jemand gestorben. Ich stand mit der Familie und vielen anderen aus unserer Straße am Sarg. Mit Trauer und Tränen, Schluchzen und Schweigen. Dann begann jemand zu beten. Alle stimmten mit ein. Es breitete sich ein friedliches, vertrauensvolles Miteinander aus. Viele hatten dabei eine seltsame Schnur in der Hand. Lange waren wir so zusammen.

Erst später habe ich gelernt, dass wir damals den Rosenkranz gebetet haben. Offenbar war unsere Trauer in diesem Beten gut aufgehoben. „Jesus, der von den Toten auferstanden ist“, lautete eine Anrufung. Je länger wir so beteten, desto mehr wurde aus Trauer Vertrauen. Obwohl es doch fast immer dieselben Worte waren. „Immer dasselbe“, stöhnte ich später als vorlauter Jugendlicher und fand das Rosenkranzgebet langweilig. Tatsächlich wiederholen sich die Worte immer wieder. Es sind jeweils zehn „Gegrüßet seist du, Maria“. Sie bestehen aus den Worten des Engels, wie sie der Evangelist Lukas überliefert hat, und aus einer Bitte um die Fürsprache Marias.

Verbunden werden beide Abschnitte durch ein Glaubensgeheim-

nis aus Leben, Sterben oder Auferstehen Jesu. Zum Beispiel: „Jesus, der uns den Heiligen Geist gesandt hat.“ Oder: „Jesus, der uns das Reich Gottes verkündet hat.“ Nach zehnmaliger Wiederholung folgt im „Ehre sei dem Vater“ ein kurzer Lobpreis auf den dreifaltigen Gott. So gehören zum Rosenkranz unterschiedliche Anrufungen in fünf „Gesätzen“. Gemeint sind Sätze, Abschnitte. Mit dem „Vater unser“ beginnt dann ein neues „Gesätz“. Am Beginn des Rosenkranzgebetes stehen das Glaubensbekenntnis und die Bitte um Glaube, Hoffnung und Liebe.

Der Name „Rosenkranz“ stammt aus einer Legende. Er bezeichnet sowohl das Gebet als auch die Perlenschnur, die man dazu in die Hand nimmt. Für jedes Gebet gibt es eine Perle. Das ist eine Hilfe, den Fortgang des Gebetes im Rhythmus zu halten. Das hilft auch beim Beten in Gemeinschaft. Aber auch wenn ich den Rosenkranz allein bete, ist es ein gutes Gefühl, wenn die Perlen durch die Finger gleiten. Auf diese Weise beschäftigen die Glaubensgeheimnisse nicht den Kopf, sondern das Herz. Ähnliches Beten gibt es in fast allen Religionen. Weil es zutiefst menschlich ist. Die Wiederholung ist eine Form der Meditation, wie sie auch im Herzensgebet der Ostkirche geübt wird. Ich erlebe



Rosenkranz-Madonna von Tilman Riemenschneider in der Kirche St. Maria (bei Volkach) FOTO: DPA

das manchmal wie Meereswellen, die immer wieder am Ufer auflaufen und wieder zurückfluten, beruhigend und entlastend. So wird der Kopf frei und die Seele erfüllt.

Es ist jetzt genau 20 Jahre her, seit Papst Johannes Paul II. dem Rosenkranzgebet ein eigenes apostolisches Schreiben gewidmet hat. Darin nennt er den Rosenkranz sein Lieblingsgebet und erklärt: „Ich schaue dann mit den Augen Marias auf Jesus ... Viele Sorgen habe ich in dieses Gebet hineingelegt und habe dadurch stets Stärkung und Trost erfahren.“

Seit mehr als 1000 Jahren beten Christen den Rosenkranz. Wegen der ständigen Wiederholungen wird er gescholten. Wegen der Einfachheit wird er gerühmt.

Zu Musikkompositionen hat der Rosenkranz Anregungen gegeben. In der Kunst wird er vielfältig darge-

stellt. Und manche Rosenkränze sind selbst kleine Kunstwerke.

Berühmt ist Tilman Riemenschneiders großes Schnitzwerk „Maria im Rosenkranz“ in Volkach. Gern besuche ich die schlichte Wallfahrtskirche mitten in den Weinbergen unweit von Würzburg. Als ich einmal verspätet dort ankam, hatte die Sakristanin gerade abgeschlossen. „Ich komme extra aus Hamburg, und jetzt stehe ich vor verschlossener Tür“, machte ich meinem Ärger Luft. „Aus Hamburg sind Sie?“ Schon holte die Sakristanin den großen Schlüssel und schloss mir auf.

Es ist bis heute in Volkach unvergessen, dass es ein Hamburger war, der Riemenschneiders Kunstwerk von europäischem Rang gerettet hat, als es gestohlen und zerteilt worden war. Henri Nannen, der Herausgeber des „Stern“, hat in seiner Illustrierten auf den großen Verlust aufmerksam gemacht, den Kontakt zu den Dieben gesucht und 100.000 Mark ausgelobt für die Wiederbeschaffung. Die gelang auf abenteuerliche Weise.

Der Rosenkranz ist auch ein beliebtes Wallfahrtsgebet. Aber beten kann man ihn immer und überall. Auch in Hamburger Kirchen wird dazu eingeladen.

Haben Sie auch eine Frage? Dann schicken Sie sie an: himmel.elbe@kirche-hamburg.de



ILLUSTRATION: HANNES NEUBAUER

Aufbruch in die digitale Welt

Manche Senioren scheuen die Nutzung von Smartphone und Tablet. Tipps, welche **Anwendungen für Ältere** hilfreich sind

ANN-BRITT PETERSEN

Digitale Medien sind aus dem heutigen Alltag nicht mehr wegzudenken. Ob die Buchung einer Fahrkarte oder der Nachweis der Corona-Impfung, ob Kommunikation oder Information, mit Smartphones und anderen internetfähigen Geräten lässt sich vieles schnell erledigen. Immer mehr ältere Menschen wollen die digitale Welt nutzen. Doch wer keine Interneterfahrung hat, steht oft vor Hürden. Gemeindepädagogin **Lena Steffinger** hat in ihrer Gemeinde Farmsen-Berne einen monatlichen Onlinetreff für Senioren und Seniorinnen eingerichtet und gibt Tipps, wie sich ältere Menschen digitale Kompetenzen verschaffen können.

1. Warum sind die digitalen Medien auch für Ältere interessant?

Lena Steffinger: Während der Pandemie hat die Nutzung dieser Medien stark zugenommen, und es zeigten sich manche Vorteile. So haben etwa während des Lockdowns die Onlinetreffen per Zoom vielen geholfen, dennoch mit anderen in Kontakt zu bleiben. Die internetfähigen Geräte wie Smartphones, Tablets und Notebooks oder der Computer auf dem Schreibtisch können einiges im Alltag erleichtern. Man kann schnell Fotos oder kurze Nachrichten verschicken und so mit Freunden und Familie in Kontakt bleiben, etwa auch per Videoanruf mal die Enkel sehen und sprechen. Zudem ist es eine Erleichterung für die Familie zu wissen, dass die Großeltern

über solche Medien erreichbar sind und mit ihnen umgehen können. Und es gibt neue Impulse fürs eigene Leben, wenn man entlang seiner Interessen oder Hobbys schaut, was einem das Internet bietet.

2. Welche Fähigkeiten braucht man, um mit den neuen Medien umzugehen?

Ob Computer, Notebook, Smartphone oder Tablet – was einem helfen kann, ist etwas Experimentierfreude und vor allem Geduld und Beharrlichkeit. Man muss dabei bleiben, das Gerät immer wieder benutzen. Wenn man eine Funktion gefunden hat, sollte man sie immer wieder mal anwenden, denn erst durch häufiges Nutzen prägen sich die Anwendungen ein. Mit der Zeit hat man die Grundfunktionen dann aber drauf.

3. Welche Herausforderung bringen Smartphone oder Tablets mit sich?

Das Smartphone unterscheidet sich vom früheren Handy durch eine neue Nutzungsart: den Touchscreen, ein Berührungsfeld, auf dem mit dem Finger gewischt wird. Damit muss man sich erst vertraut machen. Wem ein Smartphone zu klein ist, für den kommt vielleicht das etwas größere Tablet infrage, das ebenfalls einen Touchscreen hat. Als Erstes muss man sich mit den grundlegenden Funktionen vertraut machen, etwa wie man mit dem Smartphone eine Person anruft, eine Nachricht schreibt, wo man das WLAN anschaltet für den Zugang zum Internet und wo man Apps herunterladen kann. Dazu gibt es Ratgeber, aber es macht

mehr Spaß, sich direkt mit anderen auszutauschen, und man bleibt eher dran. Neben unserem Treff bietet die Bücherhalle Hilfe an. (Infos siehe unten)

4. Wofür braucht man Apps und welche sind besonders nützlich?

App ist eine Abkürzung für kleine Anwendungsprogramme für Smartphones und Tablets, die unterschiedliche Funktionen ermöglichen. Apps gibt es zu allen möglichen Themen, einige Apps wie etwa zum Wetter oder zur Standortbestimmung sind auf Smartphones vorinstalliert. Weiter kann man sich herunterladen, sinnvoll sind etwa Apps zu Verkehrsverbindungen wie vom HVV oder der Deutschen Bahn, aber auch Spiele-, Reise- oder Gesundheits-Apps. Für Menschen die gerne Podcasts nutzen, also eine Reihe von Audiobeiträgen, die übers Internet beziehbar sind, sind kostenlose Apps wie „AntennaPod“ interessant. Sie kann für Android-Geräte kostenlos aus dem Netz geladen werden. Hier findet man zahlreiche kostenfreie Podcasts zu allen möglichen Themen.

5. Was sollte man über Messenger-Dienste wissen?

Der Vorteil der Sofortnachrichtendienste, also der Messenger-Dienste auf dem Smartphone, ist ein rascher Informationsfluss, eigene Mitteilungen können schneller verschickt werden als mit einer E-Mail oder SMS. Und man kann Fotos und Emojis dazu versenden. Die Wahl der Messenger-Dienste hängt davon ab, was

das eigene Umfeld nutzt. Wenn zum Beispiel die Kochgruppe, an der ich teilnehmen möchte, sich per WhatsApp verabredet, installiere ich mir vermutlich diese App. Die App, die zu Facebook gehört, sammelt allerdings viele Daten seiner Nutzer. Wer mehr Datenschutz wünscht, greift eher auf andere Dienste zurück.

6. Womit starte ich meinen Ausflug in das weltweite Netz?

Als Anfänger würde ich schauen, was mich interessiert. Was gibt es etwa für Unterhaltungsmedien, welche Informationen finde ich spannend? Gute Anlaufpunkte sind die Mediatheken von Radio und TV-Sendern oder von Zeitungen, die Inhalte und Podcasts ins Netz stellen. Spannend sind auch digitale Angebote zu Hamburg, so bieten etwa das Hafenumuseum oder die Kunsthalle digitale Rundgänge an. In der Bücherhalle kann man online Hörbücher, Videos und E-Books nutzen. Und der Austausch mit anderen darüber, welche Medien sie nutzen oder welche Tipps sie haben, kann sowohl online als auch real viel Spaß machen.

Kirchengemeinden bieten zum Teil verschiedene digitale Angebote und Unterstützungen an, dazu finden sich Informationen unter den jeweiligen Internetauftritten der Gemeinden. Treffen der Bücherhalle unter: www.buecherhallen.de/silber-und-smart; Literatur: „Wegweiser durch die digitale Welt“, Ratgeber der BAGSO, kostenlos zu bestellen bei: publikationen@bundesregierung.de, Tel. 030 /182 72 27 21 Infos: www.bagso.de/publikationen/